

Der amerikanische Westen: Ein Vermächtnis des Friedens¹

Von [Ryan McMaken²](#)

Mises Institute, 12.02.2004



Vor einem Jahrhundert galten der amerikanische Westen und der Prozess der Besiedlung und Amerikanisierung des Landes westlich des Mississippi als ein Triumph von amerikanischer Tatkraft, Einfallsreichtum und Mut; ein schierer Akt des Willens, der harte Arbeit, Ausdauer und vor allem einen Geist der Unabhängigkeit und des Individualismus erforderte.

In den Jahrzehnten nach der Schließung der Frontier³ (wie von Frederick Turner⁴ 1890 verkündet) änderte sich diese Wahrnehmung des Westens dramatisch. Die alte Sichtweise einer göttlich inspirierten Ausbreitung des Amerikanismus wandelte sich bis zur Mitte des Jahrhunderts zu einer eher zwiespältigen Sichtweise und schließlich zu der offen feindseligen Ansicht, dass die westliche Gesellschaft gewalttätig, mörderisch und chaotisch war (und ist). Heute heißt es, der Westen sei nach der Ankunft des weißen Mannes ein Land sadistischer Indianermörder, psychopathischer Gesetzloser und Außenseiter gewesen, die das eher friedliche Leben in den guten alten zivilisierten Vereinigten Staaten von Amerika aufgegeben hatten.

Ob sie den Westen nun als positiv darstellten oder verurteilten, Romanautoren, Filmemacher und sogar Historiker scheuten nie davor zurück, uns viele Bilder von mordenden Indianern, umherstreifenden Gesetzlosen oder verrückten Außenseitern zu liefern, aber was in einer früheren Ära als abnormales Verhalten in Filmen und Bildern des Westens gegolten hätte, wurde in späteren Zeiten zum Standardverhalten der Bewohner des Westens.

Vieles davon dreht sich um die Behandlung der amerikanischen Ureinwohner (und anderer derzeit beliebter Minderheitengruppen) im Film, und zwar mit Filmen wie *Little Big Man* (1970) und *Der mit dem Wolf tanzt* (1990). Die Amerikaner wurden mit Bildern einer idyllischen, idealen Welt konfrontiert, die von barbarischen Amerikanern zerstört wurde, die dem Land und seinen Bewohnern alles Gute und Anständige raubten und dabei nicht nur die Ureinwohner, sondern auch sich selbst zerstörten.

1 Alle Fußnoten und Links wurden durch den Übersetzer eingefügt.

2 Das Mises Institut Deutschland hat weitere Artikel McMakens übersetzt: <https://www.misesde.org/?p=10843>.

3 Einzelheiten zum Begriff der Frontier kann man z.B. bei [Wikipedia](#) nachlesen unter „Frontier“ in den USA“.

4 Turner war ein bedeutender amerikanischer Historiker.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Indianerstämme unter den staatlichen und quasi-staatlichen Maßnahmen zur „Zivilisierung“ des Westens sehr gelitten haben, aber die unablässige Fokussierung auf diese mörderischen Taten in den letzten Jahren veranschaulicht uns ein größeres Ziel, nämlich die Art und Weise, wie wir moderne Vorstellungen vom amerikanischen Westen erlangen. Es geht darum, die Amerikaner davon zu überzeugen, dass der amerikanische Westen von Natur aus gewalttätig, ungewöhnlich ungerecht und im Allgemeinen für die zivilisierte menschliche Besiedlung ungeeignet war. Und diese Anklage bezieht sich jetzt nicht mehr allein auf Einheiten erobernder Soldaten, sondern auch auf die gewöhnlichen Siedler, Väter, Ehemänner und so ziemlich alle anderen Menschen.

Nehmen wir den Film [Unforgiven](#) von 1992. Dieser Film, der manchmal auch als „Anti-Western“ bezeichnet wird, stellt den Westen als einen Ort der Gewalt und des Chaos dar, an dem Recht und Ordnung regelmäßig von korrupten Sheriffs, rachsüchtigen Kopfgeldjägern und derben Cowboys zunichte gemacht werden.

In den letzten Jahren ist dieses Bild des Westens als Heimat ungewöhnlich sadistischer und häufiger Gewalttaten ein immer beliebteres Thema der Forschung über den Westen geworden, mit typischen Beiträgen wie Glenda Rileys *A Place to Grow: Women in the American West* und Clare V. McKannas *Homicide, Race, And Justice in the American West, 1880-1920*. Beide Werke bauen auf dem gewalttätigen Bild des Westens auf, das bereits in Hollywood-Filmen vermittelt wird, und vermitteln gleichzeitig ein realistisches, revisionistisches Bild von nicht-heroischer Gewalt, verursacht durch Betrunkene und die „Waffenkultur“.

Der Mythos der brutalen Frontier

Die Annahme, dass Gewalt in den meisten Fällen eine zentrale Realität des Lebens an der Frontier war, war lange Zeit weit verbreitet. Wie wir die Gewalt jedoch sehen und ob sie heroisch oder einfach nur sinnlos und tragisch ist, hängt davon ab, wer die Drehbücher schreibt oder die Forschung betreibt.

Letzteres wurde kürzlich von William Handley in seinem Buch *Marriage, Violence, and the Nation in the American Literary West* dargelegt. Handley stellt fest, dass Gewalt schon immer ein fester Bestandteil der Literatur und des Films über den Westen war. Der Unterschied zwischen der modernen und der älteren Form der Gewalt besteht jedoch darin, dass die neueren Beschreibungen der Gewalt im Westen die Opferrolle einer Vielzahl von Gruppen hervorheben sollen, während die Gewalt früherer Autoren wie Willa Cather und Zane Grey die Notwendigkeit von Gewalt bei der Errichtung der Zivilisation in einem wilden und ungezähmten Land veranschaulichen sollte.

Freilich verloren mit dem Aufkommen der Postmoderne in den 1960er Jahren die traditionellen Erklärungen für die Besiedlung des Westens fast alle ihre Verfechter. Die letzten dreißig Jahre waren schlechte Jahrzehnte für den Ruf des Westens.

Während sich also die Erklärungen für die Gewalt im Laufe der Jahrzehnte änderten, blieb die Annahme, dass Gewalt der allgemeine Modus Operandi der Siedler an der Frontier war, in vollem Umfang bestehen. Spätestens seit den 1970er Jahren hat die Forschung jedoch gezeigt, dass beide Lager in Bezug auf die Gewalt im Westen falsch gelegen haben könnten. Sieht man von den Indianerkriegen Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts ab, die einseitig von der Regierung der Vereinigten Staaten geführt wurden, stellt man fest, dass die angeblich dem Westen innewohnende Gewalt nicht merklich größer war als die im Osten.

Der Historiker Richard Shenkman führt dies größtenteils auf das Erbe jener stets gewalttätigen Westernfilme zurück. „In Hollywood-Western sind viel mehr Menschen gestorben als im wirklichen Leben an der Frontier. ... Im realen Dodge City zum Beispiel gab es im Jahr 1878, dem mörderischsten Jahr in der Geschichte der kleinen Stadt an der Frontier, nur fünf Morde: kaum genug, um einen typischen zweistündigen Film zu drehen.“

Shenkman stützte sich bei dieser Aussage auf die Forschungen des Historikers W. Eugene Hollon, der feststellte, dass in vielen Orten wie Dodge City Geschichten über Gewalt in den letzten Jahren der Frontier in der Tat hervorgehoben wurden, um den Tourismus zu fördern. Dies ist nicht schwer zu verstehen, wenn man an die Bewegung denkt, die von den Anhängern der „West Cure“ populär gemacht wurde, einer Modeerscheinung, (die vom Proto-Yuppie Theodore Roosevelt gefördert wurde), die behauptete, dass eine Zeit der Jagd und des harten Reiselebens im Westen Männer männlicher machen würde.

Zu diesen Schlussfolgerungen gelangte Hollon 1976 mit der Veröffentlichung von *Frontier Violence: Another Look*. In dieser Arbeit untersuchte er eine Reihe von statistischen Indikatoren, um das wahre Ausmaß der Gewalt im amerikanischen Westen zu ermitteln. Seitdem haben Historiker versucht, seine Schlussfolgerungen zu widerlegen, auch wenn die Ergebnisse alles andere als überzeugend waren. In Ergänzung zu Hollons These veröffentlichte Robert Dykstra 1983 das Buch *Cattle Towns*, das eine Untersuchung der Gewalt in den Cattle Towns⁵ von Kansas wie Abilene, Wichita und Caldwell enthält. In Romanen und auf der Kinoleinwand wurden diese Städte für ihre Schießereien bekannt. Doch wie Dykstra berichtet, war die Realität ganz anders. Diese Cattle Towns hatten ein wirtschaftliches Interesse daran, so wenig Gewalt wie möglich zuzulassen – und das taten sie auch.

In jüngerer Zeit erschien *Lethal Imagination: Violence and Brutality in American History*, herausgegeben von Michael Bellesiles (dem berühmt-berüchtigten Autor von *Arming Ame-*

5 Das englische [Wikipedia](#) schreibt über die „Rinderstädte“: „Cattle Towns waren Siedlungen im Frontier im Mittleren Westen, die auf die Rinderindustrie ausgerichtet waren. Die Wirtschaft dieser Orte war in hohem Maße von den saisonalen Viehtrieben aus Texas abhängig, die die Cowboys und das Vieh brachten, auf das diese Städte angewiesen waren. Rinderstädte befanden sich an den Kreuzungen von Eisenbahnlinien und Viehtransportwegen. Diese Städte waren das Ziel der Viehtriebe, der Ort, an dem das Vieh gekauft und zu städtischen Fleischverarbeitern, Mastbetrieben im Mittleren Westen oder zu Ranchern in den zentralen oder nördlichen Prärieebenen weitertransportiert wurde. Cattle Towns wurden durch populäre Berichte über wilde Cowboys und Banditen berühmt, die von den örtlichen Gesetzeshütern in Schach gehalten wurden, aber diese Darstellungen waren meist Übertreibungen und Mythen.“

rica⁶), das eine Reihe von Aufsätzen von Autoren enthält, die die enttäuschende Realität untersuchen, dass der Westen in Wirklichkeit viel langweiliger war, als die Filme uns glauben machen. Zusammengenommen ergibt sich aus diesen Untersuchungen ein Westen, der dem Ruf des Wilden Westens kaum gerecht wird.

Wie schon in Dodge City wurde das Leben im Wilden Westen im Allgemeinen übertrieben aufregend dargestellt. Alle großen Cattle Towns von Kansas zusammengenommen hatten im Zeitraum von 1870 bis 1885 insgesamt 45 Morde. Allein in Dodge City starben zwischen 1876 und 1885 15 Menschen eines gewaltsamen Todes – ein Durchschnitt von 1,5 pro Jahr. In Deadwood, South Dakota, und Tombstone, Arizona (Heimat des [O.K. Corral](#)), gab es in den schlimmsten Jahren der Gewalt vier bzw. fünf Morde. Bei der Selbstjustiz durch Bürgerwehren scheint es auch nicht viel schlimmer gewesen zu sein.

Dykstra und Richard M. Brown zufolge gab das Gesetzbuch von Kansas den Bürgermeistern zwar die Befugnis, aus allen Männern der Stadt, die zwischen 18 und 50 Jahre alt waren, eine Bürgerwehr zu bilden, doch scheint dies zumindest in Kansas nur selten geschehen zu sein. In einem Zeitraum von 38 Jahren gab es in Kansas nur 19 Bürgerwehren, die 18 Todesfälle verursachten. Darüber hinaus wurde zwischen 1876 und 1886 in Dodge City niemand gelyncht oder gesetzeswidrig gehängt.

Angesichts des Geldes, das mit dem aufregenden Ruf der Frontier zu verdienen war, sollte es nicht überraschen, dass Dodge City nicht die einzige Stadt war, die versuchte, mit Geschichten über rauchende Colts abenteuerlustige Männer anzulocken. Städte wie Tombstone, Abilene und Deadwood übertrieben es mit ihren angeblichen Geschichten von Gewalt im Frontier. Bei näherer Betrachtung sind die Aufzeichnungen nämlich nicht annähernd so aufregend. (Weitere Informationen findet man in [Der gar nicht so Wilde Westen: Eigentumsrechte im Frontier](#) von Terry Anderson und Peter Hill).

Wenn die Filme und Romane über den Westen so unzuverlässig sind, was können wir dann aus dokumentierten Fällen über Gewalt im wirklichen Leben im Westen lernen? Ein Fall, der uns als Inbegriff einer Blutfehde im Westen ins Auge springen müsste, wäre sicherlich der Lincoln County-Krieg von 1878-81. Wie der Name schon sagt, war diese unliebsame Angelegenheit für den Süden New Mexicos ziemlich schwerwiegend und forderte zahlreiche Tote. Aber selbst hier ist die Zahl der Toten für Hollywood-Verhältnisse unerträglich niedrig.

Wie viele ähnliche Fehden an der Frontier begann der Lincoln County-Krieg als Streit um Land, der nach einer Reihe von unappetitlichen Maßnahmen der Regierungsbehörden in Gewalt umschlug. Auslöser des Krieges war ein Rechtsstreit mit den alteingesessenen Viehzüchtern L.G. Murphy und J.J. Dolan, die ihre Verbindungen zu US-Beamten in der

6 Der Historiker Michael Bellesiles ist kein Freund des zivilen Waffenbesitzes. In seinem Buch *Arming America* manipulierte er die Daten zu Ungunsten des zivilen Waffenbesitzes in solchem Ausmaß, dass man Vorsatz annehmen musste. Das Buch sorgte für einen riesigen Skandal als die Manipulationen aufflogen. Am Ende verlor er sogar seine Stelle als ordentlicher Professor an der Emory University. Nachzulesen z.B. bei Adam Winkler: *Gunfight*, Norton 2013, S. 22 ff..

Region sowie zur Armee in Fort Stanton nutzten, um sich die Kontrolle über die Viehwirtschaft und den Handel in Lincoln County zu sichern. Im Jahr 1877 begannen Alexander McSween und John Tunstall zusammen mit dem konkurrierenden Viehzüchter John Chisum, die Kontrolle von Murphy und Dolan sowie deren langjährige Begünstigung durch Territorialbeamte in Frage zu stellen.

Nachdem McSween auf Antrag eines US-Staatsanwalts schikaniert und verhaftet worden war, wurde er schließlich von Murphy und Dolan juristisch ausmanövriert, da sie weiterhin die Gunst der Regierung in Anspruch nahmen, um ihre neue Konkurrenz zu ruinieren. Sheriff William Brady erhielt einen Gerichtsbeschluss zur Beschlagnahmung von Eigentum, das sowohl McSween als auch seinem Partner Tunstall gehörte. Doch auf dem Weg zur Tunstall-Ranch erschoss das Aufgebot des Sheriffs Tunstall kaltblütig, nachdem er seine Waffe abgegeben hatte, und löste damit den gewalttätigsten Teil dieses Krieges aus.

Bei der Ermordung Tunstalls war ein junger Mann anwesend, den Tunstall kurz zuvor unter seine Fittiche genommen hatte, William H. Bonney, alias Billy the Kid. The Kid schwor, Tunstalls Tod zu rächen, und 1881, nach einer Schießerei in McSween's Haus (bei der die Armee gegen McSween und seine Männer eingesetzt und McSween's Haus von den Männern des Sheriffs niedergebrannt wurde), wurden Sheriff Brady, mehrere Hilfssheriffs, McSween und mindestens sechs seiner Männer getötet, darunter auch Billy the Kid.

Doch als sich der Rauch dieser ungewöhnlich gewalttätigen Feuersbrunst verzogen hatte, blieb die Legende weitaus gewalttätiger als die Realität. Schließlich konnten die Behörden nur beweisen, dass Billy the Kid, der allgemein als der am meisten mit Blut befleckte Teilnehmer am Krieg in Lincoln County gilt, drei Menschen getötet hat. Die meisten sind sich einig, dass er noch drei oder vier weitere Menschen umgebracht haben könnte, aber in Anbetracht der Umstände ist es schwierig festzustellen, wie es The Kid gelang, den Ruf eines „psychopathischen Killers“ zu erlangen, oder wie die Geschichten in Umlauf kamen, dass er „21 Männer getötet hatte, als er 21 Jahre alt war“.

Ein Großteil der Verwirrung ist, wie Richard Shenkman andeutet, auf amerikanische Filme zurückzuführen. Filme, die den Lincoln-County-Krieg darstellen, wie [Chisum](#) (1970) (der Billy als eher sympathische Figur zeigt) und *Young Guns* (1988) (der Billy etwas verrückter aussehen lässt), spielen die Gewalt aus offensichtlichen Gründen hoch. Doch selbst wenn man die (nach zeitgenössischen und modernen Maßstäben) ziemlich erschreckende Zahl der Opfer in Betracht zieht, waren Ereignisse wie der Lincoln County-Krieg keine alltäglichen Vorkommnisse, und letztlich waren die Beteiligten korrupte Beamte und Cowboys, denen es egal war, dass ihre Freunde von skrupellosen Sheriffs niedergeschossen wurden.

Inwiefern dies bedeutet, dass die Frontier im Wesentlichen unzivilisiert und aus den Fugen geraten war, bleibt abzuwarten. Zumindest hat *Chisum* den Kampf des Einzelnen gegen den Staat und gegen Banditen dargestellt und den selbstsicheren Mann gefeiert. Aber die Gewalt des Westens, die in *Chisum* und in Hunderten von Bildern wie diesem dargestellt

wird, hat dazu beigetragen, das Bild einer von Natur aus gewalttätigen Frontier in die Vorstellung der Amerikaner einzubrennen. Und in den letzten Jahrzehnten hat sich dieses Bild von der Glorifizierung des Nationalen mittels der Frontier zu einem neuen Bild gewandelt, das – fast ausschließlich – die Schrecken der Frontier zeigt.

Weisheit und Freiheit des Westens

Die Frage, ob die amerikanische Frontier ein Ort war, an dem man gerne leben möchte oder nicht, ist für die Geschichte der amerikanischen Freiheit von großer Bedeutung. Ein wesentliches und bemerkenswertes Merkmal der Frontier im Westen ist, dass man sich mehr oder weniger selbst überwacht hat. In den meisten Fällen war es kaum mehr als ein loser Zusammenschluss von Kommunen und lokalen Regierungen, die nur durch wirtschaftliche Interessen und eine schwache Loyalität zu einer weit entfernten nationalen Regierung zusammengehalten wurden, die in den frühen Tagen der Frontier so gut wie unsichtbar war und auch in späteren Zeiten nur durch kleine Kavallerieverbände vertreten war.

Mit anderen Worten: Es handelte sich um eine recht libertäre Gesellschaft, in der die politische Macht auf lokaler Ebene kontrolliert wurde, der Wirtschaftsverkehr praktisch unreguliert war und die Verteidigung des Eigentums des Einzelnen in der Regel in dessen Verantwortung lag.

Die Frontier war ein Ort, an den die Menschen gingen, um Geld zu verdienen, und sie blieben dort, wenn sie es schafften. Wenn sie scheiterten, kehrten sie in den Osten zurück. Sicherlich starben viele Menschen an der Frontier einen unschönen Tod durch Krankheiten, Unfälle und allgemeines Unglück, aber solche Dinge widerfuhren zahllosen Reisenden, die im 19. Jahrhundert ähnliche Unternehmungen irgendwo in der Welt unternahmen.

Die wirklich wichtige Frage ist, ob die Menschen an der Frontier weniger wohlhabend, aber gewalttätiger und generell barbarischer waren als Ihresgleichen in den „zivilisierteren“ Teilen der Welt. Wenn dies nachweislich der Fall ist, dann werden die Argumente für einen starken Staat, die Regulierung des Wirtschaftslebens und einen aggressiven Polizeiapparat in den Köpfen der Amerikaner viel mehr Gewicht haben. Und genau das versuchen die Kritiker der Frontier-Gesellschaft seit langem zu tun.

Die Besiedlung der amerikanischen Frontier ist eine der am wenigsten gelenkten, aber spontansten und freiesten Landbesiedlungen seit der Antike. Alle modernen Frontier-Staaten (d.h. Australien, Kanada und die lateinamerikanischen Länder) wurden hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen von mutigen Siedlern erschlossen, die bereit waren, einer unbekanntem Geografie zu trotzen, aber nirgendwo war der Staat weniger an dieser Siedlungsaktivität beteiligt als an der amerikanischen Frontier.

Die Ära der Planwagenzüge, die wir so eng mit der Besiedlung des Westens in Verbindung bringen, wurde von den Mormonen gestartet, die sich, vor allem auch aus Gründen

der Religionsfreiheit, rasch in ihrer neuen Umgebung niederließen⁷ und sowohl mit den Amerikanern im Osten als auch mit den mexikanischen Siedlern an der Westküste (sowie mit Indianern) Handel trieben. Während viele andere Amerikaner begannen, die Ebenen zu durchqueren, um zu den in den Reiseführern über Oregon und Kalifornien beschriebenen Naturschätzen zu gelangen, nahm der Trend erst nach der Entdeckung von [Gold in Kalifornien](#) im Jahr 1849 richtig Fahrt auf. Bis 1850 waren buchstäblich Tausende von Wagenzügen auf dem Weg nach Kalifornien unterwegs, wobei ein Wagentreck den anderen kaum aus den Augen ließ.

Ganze Gewerbe entstanden, um die Menschen an ihre Ziele zu bringen und um sie zu versorgen, wenn sie einmal dort angekommen waren. Die Märkte für Kundschafter, Führer, Ausrüstung, Reiseführer und Fuhrleute wurden alle von enthusiastischen Unternehmern bedient. Während staatliche Vermessungsingenieure wie Charles Fremont die Erschließung des Westens vorantrieben und dabei halfen, ihn zu kartieren, wurde die eigentliche Besiedlung immer von Männern und Frauen durchgeführt, die in einem neuen Land ein besseres Leben führen wollten. Mit anderen Worten: Die Zivilisation wurde von Zivilisten, privaten Unternehmern und privaten Gesetzeshütern in den Westen gebracht.

Wie Louis L'Amour⁸ feststellte, waren viele Wagenzüge der damaligen Zeit wie kleine Armeen organisiert, komplett mit bestickten Uniformen, die „einem Armeekommando“ gleichen. Und das war sicherlich sinnvoll, denn sobald die Siedler die Prärie erreicht hatten, konnten sie sich nur noch auf sich selbst verlassen, um sich gegen Banditen, Indianer und ihre eigenen Leute zu verteidigen. Und doch wurde die amerikanische Frontier ohne die „Hilfe“ von Aufsichtsbehörden des Bundes, ohne Polizei oder Sozialarbeiter zu einer Quelle des Reichtums für Tausende und Abertausende von Farmern, Viehzüchtern, Bergleuten, Händlern und allen anderen Unternehmern, die bereit waren, einen Bedarf zu decken. Siedlungen entstanden überall dort, wo Geld zu verdienen war.

Im Gegensatz zu den von der Regierung geplanten Grenzposten in den britischen und spanischen Kolonien bestand die Stadt im amerikanischen Grenzland oft aus nicht viel mehr als ein paar Bruchbuden und einer Latrine (wenn man Glück hatte). Aber natürlich folgte die Zivilisation überall dort, wo Geld zu verdienen war. Interessanterweise lassen sich die Auswirkungen des staatlichen Planungskonzepts noch immer in Sibirien beobachten, wo die Sowjets (und vor ihnen die Zaren) viel Mühe und Geld einsetzten, um die Frontier in ihrem Osten zu besiedeln.

Einige wenige verfallende Siedlungen gibt es dort noch, aber sie erinnern nur noch an den gescheiterten Versuch, eine Frontier ohne die Unternehmer, die Bankiers, die Kirchenmänner und all diejenigen zu besiedeln, die man braucht, um eine Zivilisation zu schaffen, wo vorher keine war. Die Besiedlung des Westens war ungeplant, nicht reglementiert und praktisch frei von jeglicher Bevormundung, die überall in der westlichen Welt aufkam.

⁷ „Set up shop“ wird hier als Wortspiel genutzt. Sie ließen sich nicht nur nieder. Sie gründeten auch sehr schnell Geschäfte, „shops“.

⁸ Louis L'Amour ist der Autor zahlreicher Romane, die im Wilden Westen spielen.

Der Bürgerkrieg und die Gewalt im Osten

Der amerikanische Bürgerkrieg veränderte die Art und Weise, wie die Frontier besiedelt wurde, in vielerlei Hinsicht grundlegend. Der Krieg veränderte die Siedler, die Wirtschaft und insbesondere die Bundesregierung, die am Ende ihre Soldaten schickte, um dem amerikanischen Westen ein neues Gesicht zu geben. Die Besiedlung ging zwar weiter, aber der Krieg, der die Männer und ihre Familien zurück in ihre Heimatstädte im Osten (sowohl im Norden als auch im Süden) zog, verlangsamte die Besiedlung erheblich.

Die Bürger kleiner Frontierstädte wie Denver zankten sich damals beispielsweise darüber, ob sie sich als Nord- oder Südstaatler betrachteten. In der einen Minute wehten die Sterne und Balken über dem Rathaus, in der nächsten wurden sie heruntergerissen und durch die Sterne und Streifen ersetzt. Vielerorts wurde die Loyalität zu den Nord- oder Südstaaten einfach dadurch entschieden, ob die Mehrheit der Menschen in einer Stadt aus den Nord- oder Südstaaten stammte. Diejenigen, die das Pech hatten, bei dieser Diskussion auf der Verliererseite zu stehen, wurden häufig aus der Stadt vertrieben. Das Morden fand jedoch größtenteils im Osten statt, und als der Krieg endlich vorbei war, hatten die zurückgekehrten Siedler eine Art von massenhafter Gewalt erlebt, die es an der Frontier nie gegeben hatte.

Infolgedessen wurde die Frontier nach dem Bürgerkrieg von Männern bevölkert, die mit dem Töten ihrer Mitmenschen bestens vertraut waren. So wie wir heute kaum überrascht sind, wenn wir von häuslicher Gewalt auf Armeestützpunkten hören oder davon, dass Timothy McVeigh⁹ und der Heckenschütze John Allen Muhammad¹⁰ ihre Waffenausbildung beim US-Militär erhalten haben, können wir davon ausgehen, dass die Bürgerkriegsveteranen an der Frontier ihrerseits eine gewalttätigere Gesellschaft hervorgebracht haben könnten.

Natürlich zeigen die Aufzeichnungen, dass die Gewaltkriminalität in vielen Orten des Landes nach dem Krieg um bis zu 50 Prozent zunahm. Der Westen war dagegen nicht immun. Dass die Frontier in dieser Zeit besonders gewalttätig war, ist jedoch kaum die Schlussfolgerung, zu der wir kommen müssen. Da der Osten seinen Anteil an Veteranen erhalten hat, finden wir bei einer vergleichenden Betrachtung nur wenig, was den Westen als besonders gewalttätig auszeichnet. Tatsächlich hätten die ethnischen Auseinandersetzungen auf den nunmehr verarmten ländlichen Gegenden des Südens und in den überfüllten Städten des Nordens die relative Ruhe an der Frontier zu einer willkommenen Abwechslung gemacht.

Die größte Veränderung im Westen war jedoch das plötzliche Auftauchen einer kampferprobten und gut ausgerüsteten Kavallerie, die von republikanischen Präsidenten entsandt

9 Timothy McVeigh verübte im Jahr 1995 zusammen mit Terry Nichols und Michael Fortier den Bombenanschlag auf das Murrah Federal Building in Oklahoma City, in dessen Folge 168 Menschen starben.

10 John Allen Muhammad war ein Serienmörder, der 2002 gemeinsam mit seinem Komplizen Lee Boyd Malvo die sogenannten Beltway Sniper Attacks beging. Sie erschossen 10 Menschen aus dem Hinterhalt.

wurde, um den Westen von Indianern zu säubern. Diese Bürgerkriegsveteranen brachten eine Brutalität und Effizienz in den Westen, die es vor dem Krieg nicht gegeben hatte. Nachdem sie vier Jahre lang Südstaatler getötet hatten, ebneten die Kavalleristen in den sich anschließenden Indianerkriegen den Weg für die Besiedlung, bauten aber auch einen Bundesapparat auf, der bis heute fortbesteht.

Diese Phase der Frontier würde also durchaus in William Handleys Diskussion über die nationalistische Erklärung für die Gewalt im Westen passen, und dieser Aspekt der Besiedlung der Frontier wurde in zahllosen Romanen und Filmen in positiver und negativer Hinsicht geschildert.

Die tatsächliche Besiedlung des Westens hing jedoch nicht vom Soldaten und seinem Gewehr ab, sondern vom Hufschmied, vom Lehrer und vom Saloonbesitzer. Die Regierungssoldaten hätten jeden Indianer zwischen dem Mississippi und dem Pazifik ermorden können (was den „Helden“ des Bürgerkriegs und Indianerjägern wie den Generälen Sherman und Sheridan¹¹ gut gefallen hätte), aber letztlich sind es nicht die Armeen, die die Siedlungsarbeit im Grenzgebiet leisten. Privatleute bauen die Städte, graben die Kanalisation und transportieren die Waren, die ein anständiges Leben möglich machen.

Die Regierung als Retterin

Das Modell des Frontiersiedlers, das sowohl dem nationalen als auch dem modernen antinationalen Mythenschöpfer nur allzu oft passt, ist die Darstellung des Siedlers als Opfer. Diese Darstellung war in Romanen und Filmen schon allein wegen ihrer Vielseitigkeit als Handlungselement sehr beliebt, wurde aber auch als Propagandainstrument eingesetzt. In Louis L'Amours *The Tall Stranger* beispielsweise rettet ein kampferprobter Revolverheld einen Planwagenzug voller naiver Siedler, die von einem Hochstapler hereingelegt wurden (im Grunde eine Nacherzählung der Geschichte der [Donner Party](#) mit einem Happy End). Berühmter sind *A Fistful of Dollars* (1964) und *Magnificent Seven* (1960), die eine ähnliche Dynamik aufweisen (und beide auf Filmen von Akira Kurosawa über wandernde Samurai basieren, die verängstigte Dorfbewohner vor Banditen retten).

Am bemerkenswertesten im Genre der armseligen Dorfbewohner ist jedoch *High Noon* (1952), in dem Gary Cooper vergeblich versucht, eine Bürgerwehr zu rekrutieren, um eindringende Banditen zurückzuschlagen. Am Ende des Films wirft Marshal Will Kane (Cooper), angewidert von dem Mangel an Mut in der Stadt, seinen Stern in den Staub der Frontierstadt, die „zu ehrlos ist, um Schutz zu verdienen“.

Wie der Filmhistoriker Thomas Doherty feststellt, bestand die „verleumderische Hauptaussage“ von *High Noon* darin, dass „der Wilde Westen voll von nichtsnutzigen Feiglingen war“. Die feigen Städter kümmern sich eher um Immobilienwerte und langweilige Geschäftsangelegenheiten als darum, mit den Bösewichten abzurechnen. Der Marshal der Regierung ist heldenhaft. Die örtlichen Kaufleute sind feige. Das ist eine Formel, die in je-

11 Von General [Philip Sheridan](#) soll der Ausdruck stammen: „Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer“.

dem Anti-Kapitalismus-Propagandastück, das heute auf den Bildschirmen läuft, gut funktionieren würde, aber sie ist besonders schädlich für das Image des Alten Westens als vermeintliche Zuflucht des Individualisten.

Die meisten Autoren von Western-Filmen und -Romanen haben wenig Interesse daran, zu beweisen, dass der Westen ein trostloses Land der Opfer war, und doch sind die von diesen Autoren verbreiteten Bilder von entscheidender Bedeutung dafür, wie die Amerikaner heute die Besiedlung der Frontier sehen. Ob beabsichtigt oder nicht, dieses Bild ist inzwischen zu einem wichtigen Bestandteil der revisionistischen Bemühungen geworden, den Westen als gewalttätigen Tummelplatz darzustellen, in dem nur die Starken überleben und die Schwachen demütig auf ein schändliches Ende warten. Die oben erwähnten Forschungen von Riley und McKanna appellieren daher naturgemäß an den Teil der amerikanischen Psyche, der Gewalt und Chaos als Preis für die Ansiedlung in einem freien Land ansieht.

Während Gewalt in den Überlieferungen vom Westen zunächst als Mittel zur Darstellung der überwundenen Widrigkeiten diente, um den zivilisatorischen Einfluss der angelsächsischen Zivilisation auf die vermeintlich barbarischen Indianer und Mexikaner zu etablieren, wird sie heute als Symbol dafür verwendet, wie die Siedler sich selbst zum Opfer machten. Die Frauen und Kinder des Westens werden heute in der Fiktion und in der Forschung häufig als unglückliche Opfer einer Amok laufenden Gesellschaft dargestellt. Das neue Leitbild ist das einer Besiedlung des Westens durch den menschlichen Abschaum des Ostens. Die Lösung für diesen schrecklichen Zustand kann also nur darin bestehen, dass sich die Bürokratie, die Polizei und die Politiker des Ostens im Westen niederlassen und dem Chaos ein Ende setzen.

Eine funktionierende Anarchie

Der amerikanische Westen ist, unabhängig davon, wie er dargestellt wird, ein starkes Leitbild für die Amerikaner, und nur wenige Dinge werden als so archetypisch für die amerikanische nationale Identität angesehen wie das Leben der Siedler im Grenzland. Es ist daher nicht verwunderlich, dass ein langer Kampf darum entbrannt ist, wer diese Bilder als Beweis für seine grundlegenden Annahmen über die Amerikaner beanspruchen kann. Sowohl für die nationalistischen Verfechter der Manifest Destiny-Doktrin¹² als auch für die modernen Verfechter der Vorstellung vom Siedler als Opfer war Gewalt ein Schlüsselfaktor für die Beschreibung des Lebens im Westen.

War der Westen ein kaum lebenswerter Ort voller asozialer schießwütiger Außenseiter, gewalttätiger Indianer und tyrannischer Kapitalisten? Vieles deutet darauf hin, dass dies nicht der Fall war. Nur wenige würden behaupten, dass das Leben im 19. Jahrhundert für mehr als eine winzige Minderheit luxuriös war, aber selbst wenn nachgewiesen werden kann

¹² Nach der [Manifest Destiny-Doktrin](#) des 19. Jahrhunderts haben die USA eine „offensichtliche Bestimmung“ zur Expansion im Rahmen eines göttlichen Sendungsauftrags, womit auch die Expansion in den amerikanischen Westen legitimiert wird.

(wie es der Fall war), dass ethnische Konflikte, Mord und häusliche Gewalt an der Frontier ständig präsent waren, beweist dies kaum, dass solche Probleme in den Städten des Ostens weniger gravierend waren.

Der Bürgerkrieg hat, selbst wenn man die Bevölkerungsdichte berücksichtigt, mehr Menschen getötet und durch direkte staatliche Maßnahmen mehr Leben ruiniert als das Dutzende Banden von Banditen und gewalttätigen Ehemännern an der Frontier jemals geschafft hätten. Die Gewalt im Zusammenhang mit den „Rum, Romanism, and Rebellion“-Kampagnen in den Städten gegen katholische Einwanderer und Weiße aus den Südstaaten, Aufstände von Einwanderern gegen Schwarze (wie im Fall der New Yorker [Draft Riots](#)), Republikaner gegen Demokraten, Lynchmorde, Morde in den Slums und so weiter – all dies veranschaulicht die Gefahren, denen man im 19. Jahrhundert an unzähligen Orten in der Welt ausgesetzt war.

Der Kritiker des Westens wendet hingegen ein, dass, wenn der Westen die Bevölkerungsdichte des Ostens gehabt hätte, angesichts der angeblichen soziopathischen Tendenzen der westlichen Siedler die Gewalt pro Kopf sicherlich größer gewesen wäre. Aber natürlich wäre die Frontier nicht die Frontier gewesen, wenn sie wie der Osten gewesen wäre. Die Bevölkerung im Westen war klein und weit verstreut, und das war ein Teil des Reizes. Für viele Familien war es weitaus besser, sich an der Frontier durchzuschlagen, wo man in Ruhe gelassen wurde, anstatt sich mit der alltäglichen Gewalt in den Städten im Osten auseinanderzusetzen. Sie nahmen ihren Erfindungsreichtum, ihr Wissen und ihre Familien mit und errichteten eine Zivilisation, wo es zuvor keine gegeben hatte.

Wenn es um den amerikanischen Westen geht, besteht die größte Bedrohung für die Gegner der Freiheit letztlich darin, dass die Frontier, wenn sie als bürgerliche und zivilisierte Gesellschaft dargestellt werden kann, ein überzeugendes Beispiel für eine autarke Gesellschaft darstellt, die unabhängig von der zunehmend übermächtigen Regierungsmaschinerie existiert, die in den Städten des Ostens und in Europa täglich zunimmt.

Wenn die amerikanische Frontier ohne einen zentralisierten und bürokratischen Staat Handel, Städte, Bildung und Wohlstand hervorbringen konnte (was der Fall war), dann stellt die Kraft der Individuen, die gemeinsam für wirtschaftlichen Wohlstand arbeiten, ein bedeutendes Problem für die Befürworter des modernen Staates dar.

Tatsächlich waren 90 % der täglichen Aktivitäten der Siedler handelsbezogen und daher friedlich, denn wie Ludwig von Mises feststellte, ist die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Individuen das Kernstück des Friedens, während die Besteuerung, die Regulierung, die polizeiliche Überwachung und die von den Staaten geführten Kriege das Kernstück von Gewalt und Zwang sind.

Schon bevor die Amerikaner in den Westen kamen, hatten Spanier, Mexikaner, Indianer, Russen und Briten dort Handel, Forschung und Bergbau betrieben und dort auch gelebt. Männer und Frauen besiedelten den Westen mit dem Gedanken an Frieden und wirt-

schaftliche Unabhängigkeit. Der Ehrgeiz der Staaten führte jedoch zu Eroberungskriegen gegen Mexikaner, Indianer und sogar gegen unzufriedene Amerikaner (wie die Mormonen), die im Westen ein Leben suchten, das frei war von der Einmischung der Regierung wie in der wohlgeordneten und „zivilisierten“ Welt des Ostens.

Die verschiedenen wirtschaftlichen, religiösen, ethnischen und kulturellen Gruppen, die den Westen besiedelten, mögen sich zwar gestritten und um Raum und wirtschaftlichen Erfolg konkurriert haben, doch die Schaffung einer Zivilisation konnte nur von Individuen vollzogen werden, die ein breites Spektrum an Wissen, Fähigkeiten, Religionen und Weltanschauungen mitbrachten. Diese Individuen hatten jedoch immer ein paar Dinge gemeinsam. Wie der Historiker Carl Becker feststellte, hatten die Männer und Frauen des Westens gelernt, dass es Zeitverschwendung war, sich auf den Staat zu verlassen. Ihre Kräfte waren anderweitig besser aufgehoben: „Der Bewohner des Grenzlandes war ein Mann des Glaubens. Zögern, Zweifeln, spekulative oder introvertierte Tendenzen waren ihm gänzlich fremd. Es war ein Glaube nicht so sehr an eine äußere Macht, sondern an sich selbst, an sein Glück, an seine Bestimmung; ein Glaube an die Möglichkeit, das zu erreichen, was notwendig ist.“

Natürlich scheiterten viele bei ihren Versuchen, sich im Westen ein wohlhabendes Leben aufzubauen. Aber keine Gesellschaft seit den Anfängen der Zivilisation war in der Lage, mehr als die bloße Chance auf Erfolg zu bieten. Das Leben war zu allen Zeiten und an allen Orten mit Risiken behaftet. Hätten die Amerikaner des 19. Jahrhunderts Zugang zu der Technologie und der medizinischen Wissenschaft gehabt, die uns heute zur Verfügung stehen, wäre die Besiedlung des Westens zweifellos unermesslich einfacher gewesen, dennoch wäre sie ohne die mutigen Menschen, die bereit waren, in einem fremden und unbesiedelten Land zu leben, in dem sie nur wenig hatten, worauf sie sich verlassen konnten, nicht gelungen.

Herrliche Langeweile

Zum Leidwesen der Romanautoren und Filmemacher war der amerikanische Westen weit weniger aufregend, als man uns lange Zeit glauben machen wollte. Die Pioniere wussten das selbst. Buffalo Bill Cody, einer der schillerndsten Architekten unserer Vorstellung vom Westen, gab hochbetagt offen zu, dass er über seine gewalttätigen Abenteuer gelogen hatte, um mehr Groschenromane zu verkaufen. Immerhin wurde er im Kampf mit Indianern genau einmal verwundet, nicht 137 Mal, wie er behauptete. Und solche Geschichten sind heute zweifellos bei vielen Amerikanern beliebt, die zunehmend bereit sind, fast alles über den Westen zu glauben, solange es gleichermaßen spannend, gewalttätig und düster ist.

Wie so viele Erfolgsgeschichten ist jedoch auch die Geschichte des Westens in erster Linie eine Geschichte von harter Arbeit, Handel, Langeweile und Frieden. Die ursprünglichen Mythenschöpfer wollten uns glauben machen, dass die Besiedlung des Westens eine Art Kreuzzug war. Ein Krieg der rechtschaffenen amerikanischen Legionen gegen alle

anderen. In Wirklichkeit gab es keine Legionen, und es gab sicherlich nur wenig Recht-schaffenheit.

Es waren Männer und Frauen, die versuchten, sich ein besseres Leben aufzubauen, die nach ihrem eigenen Willen handelten und ihre eigenen Ziele verfolgten. Am anderen Ende des Spektrums wollen uns die Verkünder der neuen Opfertheorie glauben machen, dass die Menschen im Westen Messias-Komplexe und gewalttätige Neigungen in sich trugen, die niemals unter Kontrolle gebracht werden konnten, bis die „Zivilisation“ sie einholte. Doch die Messias-Komplexe, der Glaube an die „offensichtliche Bestimmung“¹³ und die wilde Gewalt haben immer nur in den Köpfen von Politikern, Experten, Romanautoren und Filmregisseuren existiert, von denen keiner jemals ein Land gezähmt hat, das rauer war als der eigene Garten hinter dem Haus.

13 Manifest Destiny-Doktrin, s. FN 12.

Literatur

Becker, Carl. "Kansas" in Guy Stanton Ford (ed.), *Essays in American Thought* (Rahway, New Jersey: Henry Holt and Company, 1910), pp. 85–112.

Bellesiles, Michael. A., ed. *Lethal Imagination: Violence and Brutality in American History*. New York University Press 1999.

Brown, Richard Maxwell. *Strain of Violence: Historical Studies of American Violence and Vigilantism*. New York: Oxford University Press, 1975.

THOMAS DOHERTY "Western Drama, Cold-War Allegory." In *The Chronicle of Higher Education*. September 13, 2002.

Dykstra, Robert R. *The Cattle Towns*. Lincoln: The University of Nebraska Press, 1983.

Handley, William. *Marriage, Violence, and the Nation in the American Literary West*. Cambridge University Press. 2002.

Hollon, W. Eugene. *Frontier Violence: Another Look*. Oxford University Press. 1976.

McKanna, Clare V. *Homicide, Race, And Justice in the American West, 1880–1920*. University of Arizona Press. 1997.

Peter Monaghan. "The Travelin' Western." In *The Chronicle of Higher Education*, December 13, 2002.

Peter Monaghan. "At 100, the Western Still Spurs Scholars." In *The Chronicle of Higher Education*. December 13, 2002.

Riley, Glenda. *A Place to Grow: Women in the American West*. Harlan Davidson Press. 1992.

West, Elliott. "Wicked Dodge City." *American History Illustrated* 1982, vol. 17 no.4: 22–31.

Den amerikanischen Originalartikel mit dem Titel „**The American West: A Heritage of Peace**“ kann hier abgerufen werden: <https://mises.org/library/american-west-heritage-peace>